

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 86 (1960)
Heft: 37

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

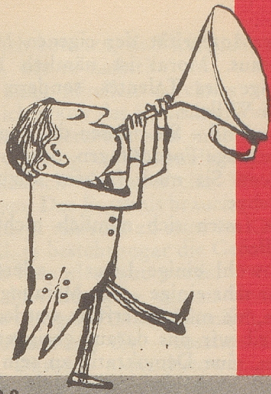
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Rorschacher Trichter

182

WERNER WOLLENBERGER

Die Diskussion:

In eigener Sache...

Es gibt in meinem Bekanntenkreise ein paar Leute, die steif und fest behaupten, ich habe im Frühling des Jahres 1960 meine erste düstere Periode gehabt. Als Beweis für diese Annahme führen sie einige vehemente Anfälle von literarischer Schwermut, von geschriebenem Weltschmerz und von wohlformuliertem Pessimismus an.

Ferner konstatieren sie einen gewissen Hang zum Grüblerischen und eine verhängnisvolle Neigung zum Metaphysischen.

Kronzeuge für diese psychische Verfassung ist meinen Bekannten ein Artikel in diesen Spalten.

Er hieß – vielleicht erinnern auch Sie sich noch – «In eigener Sache». Und er stellte drei Fragen.

Hier sind sie:

1) Muß ein guter Schriftsteller ein guter Mensch sein?

2) Haben sich Schreiben und Treiben eines Schriftstellers zu decken?

3) Darf ein Schriftsteller seinen Lesern ein Leben abfordern, das er selbst nicht führt?

Ich gebe zu, daß diese Fragen Unbehagen wecken konnten.

Sie klangen – ich weiß das – nicht ganz unkokett. Sie konnten den Eindruck erwecken, Eitelkeit unter Selbstanklage verstecken zu wollen. Sie trugen den penetranten Geruch des «fishing for compliments».

Ich gebe das zu.

Aber zum Glück wurden sie nur von den wenigsten Lesern so aufgefaßt. Die meisten befaßten sich ernsthaft mit ihnen und ließen sie damit als ernsthafte und aufrichtig gemeinte Fragen gelten.

Ich meinte sie auch so. Mir ging es wirklich um eine kleine Klärung. Ich wollte wirklich gerne wissen, ob eine Kongruenz zwischen Leben und Schreiben zu bestehen habe. Ich wollte wirklich gerne wissen, ob man als Heuchler zu gelten hat, wenn man anderen Tugenden abfordert, die man selbst nicht besitzt. Ich wollte wirklich und wahrhaftig in Erfahrung bringen, ob man das Gute verlangen kann, selbst wenn man nicht zu den Guten gehört.

Immerhin muß ich eine kurze Einschränkung anbringen: ich wollte es nicht nur für mich alleine wissen. Und nicht nur für den Schriftsteller oder den Künstler.

Ich wollte es auch für andere Leute geklärt haben. Für Lehrer etwa, für Pfarrer, für Aerzte, für Vorgesetzte.

Sie alle sind in dem gleichen Dilemma. Sie alle müssen von Berufes oder Ueberzeugung wegen das Gute oder Richtige fordern. Und an sie alle stellt man deshalb die Forderung, ebendiese Forderungen zunächst einmal selbst zu erfüllen.

Mit anderen Worten: man verlangt von ihnen Vorbild zu sein.

In diesem Sinne waren meine drei Fragen gestellt.

Und in diesem Sinne wurden sie zumeist auch beantwortet.

Uebrigens: von sehr vielen Lesern. Hunderte von Briefen flatterten nach Rorschach und von dort wiederum auf meinen Schreibtisch. Hunderte von gescheiten, witzigen, amüsanten, bemühten, bemühen, freundlichen und vor allem freundschaftlichen Briefen.

Was kann ich dazu sagen?

«Danke!»

Diese Briefe, ich muß es beifügen, verdienen es fast alle, hier abgedruckt zu werden.

Daß das nicht möglich ist, muß ihr unverdientes Schicksal bleiben.

Immerhin will ich aus einigen einige Stellen zitieren.

Damit diese Seiten trotzdem typographisch erfreulich bleiben, setze ich dazwischen einige Titel.

Zunächst diesen da:

Der Wegweiser wandert nicht mit!

Die Ueberschrift stammt nicht von mir. Wenn Frau K. H. in Zürich gut berichtet ist, hat ein berühmter Kanzel-Redner diesen Ausspruch



Bezugsquellennachweis: E. Schlatter, Neuchâtel

getan, nachdem ihm der Vorwurf gemacht wurde, seine Predigten stimmten nicht so ganz mit seinem Lebenswandel überein.

Der Satz vom Wegweiser, der den Weg nur zu zeigen habe ohne ihn gehen zu müssen, kehrte in diversen Antworten des öfteren in dieser oder jener Form wieder.

Ich muß sagen, daß mir diese Antworten nicht unbedingt unsympathisch waren und sie dürfen dreimal raten, wieso nicht!

Doch bevor ich mich darüber verbreite, ein paar Zitate!

G. S., eine überaus freundliche Dame aus Christchurch in New Zealand schrieb:

«Ja, Sie dürfen, Sie müssen in Ihrer Art weiterschreiben! Was Sie uns mit dem «Trichter» und Ihren Cabaret-Texten geben, genügt uns Lesern und Zuhörern, hat uns zu genügen. Es ist gut und es ist tröstlich und nötig.»

Darf ich das Kompliment zurückgeben?

Ja?

Also:

Es ist gut und es ist tröstlich und es ist letztenendes auch nötig zu wissen, daß man gewisse Wirkungen, die man anstrebt auch erreicht. Uebrigens: Frau G. S., die leider allzu fern, hat gegen Schluß ihres Briefes noch ein tröstliches Zitat beigefügt:

«Es gibt nur eines, das schlimmer ist als im Mittelpunkt des Geredes zu stehen und das ist, nicht im Mittelpunkt des Geredes zu stehen!»

Wenn ich mich nicht täusche, stammt der Satz von Oscar Wilde. Deshalb ist er mir wertvoll, denn Wilde war schließlich auch einer jener guten Schriftsteller, die sich nicht besonders gut benahmen.

Um weitere Zitate anzuführen: da ist eines aus dem Briefe von Herrn E. M. in Steckborn, der mich zunächst verdächtigte, ich habe mit diesem Artikel den Stand meines Prestiges testen wollen. Natürlich ist das eine naheliegende Vermutung. Sie trifft aber, ich versichere es Ihnen ziemlich feierlich, nicht zu, denn ich bin von Natur aus ein ziemlich mehrgeiziger Mensch. Prestige ist mir ziemlich egal. Wer mich näher kennt, kann mir zweitausendsiebenhunderteinundsechzig Fehler vorwerfen, aber er kann sicher nicht sagen, daß ich eitel sei. Dazu bin ich viel zu faul.

Außerdem: ich bin zwar kein guter Mensch, aber ich bin auch kein ausgesprochen mieser. Und mies wäre es wohl, ein so wichtiges Thema nur aus kleinlichen Prestigegründen anzuschneiden?!

Also das Zitat von Herrn E. M.:

«Ein gutes oder schlechtes Leben entscheidet nicht über Jahrhunderte. Entscheidend sind die Früchte, die ein Leben zum Genuß vieler anderer Jahrhunderte abwirft.»

Leider ist das ein Trost, der mir wenig gibt. Hätte Herr E. M. statt «Jahrhundert» «Wochen» geschrieben, könnte ich schon mehr damit anfangen.

Immerhin: auch für diesen Satz freundlichen Dank!

Aus Dietikon schrieb Herr F. F. einen Brief, den ich kaum zu veröffentlichen wage, weil er sonst der unguten Vermutung des Herrn E. M. den Rücken stärken könnte...

Pardon: so ein Bild gebraucht man nicht! Einer Vermutung den Rücken stärken! Pfui, Wolli!

Weiter:

Ich veröffentliche den Brief doch. Wenigstens auszugsweise.

Hier:

«Du darfst getrost! Grund? Wir sind eine Familie, die Nebi-Familie, die Helvetia-Familie. Du bist unser großer Bruder. Nicht immer der bravste (nach Deinen eigenen Worten) «oft mit schmutzigen Händen». Aber der große Bruder wehrt sich für unsere Familie. Ein «Lausbube» der weiß, welche Fehler und Mängel seine Familien-Angehörigen haben.»

An dieser Stelle muß ich eine Zwischenbemerkung anbringen: dieser Ton ist kein Einzel-Ton. In allen Briefen, die ich auf jenen Artikel hin erhielt, klang etwas von ihm mit. Jeder Schreiber war überfreundlich und viel zu nett mit mir. Es war geradezu rührend und ich muß gerührt ob so viel Wohlwollen noch einmal, allerdings beinahe zum letztenmale, herzlich «merci» sagen. Was unter der «Wegweiser-Ueberschrift» noch zu zitieren wäre, ist einiges aus einem Brief von Herrn G. W. in Zürich. Es dauert zwar ein bißchen lange, aber es muß sein. Humor muß immer sein. Drum.

Also:

«Lieber Wollenberger!

Sei getrost, Du darfst was wir nicht dürfen: Trinken, Steuern nicht bezahlen. Du darfst den Kellner anöden und trotzdem nur 10% Trinkgeld geben. Im Kino mit Papier rascheln. Natürlich darfst Du in Gesellschaft auch das oberste Knöpfli offenlassen ohne zu erklären, daß Hemperkrägen immer zu eng seien, Garantie-Label hin oder her. Du darfst die Autoscheibe herunterkurbeln und beim Ueberholen (selbstverständlich an unübersichtlicher Stelle) dem Löli Löli sagen, ob schon der Löli recht hat. Du darfst ...»

Also, um es kurz zu machen: laut Herrn G. W. in Zürich darf ich so ziemlich alles.

Allerdings unter einer Bedingung:

«Dafür mußt Du wöchentlich für 50 000 Nebelspaltler schreiben. Mußt Sachen und Dinge auf solche Art und Weise beschreiben, daß die 50 000 Nebelspaltler und gewöhnlichen Sterblichen ein bißchen, nur so ein Promillchen, von der Leichtigkeit, Beschwingtheit und der (werde jetzt nicht gleich



größtenwahnsinnig!) Größe des menschlichen Denkens erhaschen.»

Das ist die eine Bedingung.
Die andere geht so:

«Bei Film und anderen Manuskripten keine faulen Kompromisse mehr! Sonst soll Dir das eine oder andere Laster durch Gewissensbisse vergällt sein!»

Um ein Fazit zu ziehen: Herr G. W. gesteht mir sehr viele Privilegien zu, wenn ich amüsant, anregend und hie und da sogar gut schreibe. Ich darf unanständig sein, sofern ich anständig schreibe.

Das ist anständig von Herrn G. W.! Mehr als anständig!

Und anständig ist es von vielen anderen Lesern, daß sie sich als Gegenteil von dem entpuppten, was die meisten Schweizer – verleumderischen Aussprüchen nach – sein sollen: Spießer!

Wirklich: unter allen, die mir schrieben, war kein Mucker, kein Bünzli und kein Spießer.

Das ist wundervoll!

Aber: es genügt nicht, unspießig zu denken.

Damit macht man manches leichter, aber man geht den Dingen nicht unbedingt auf den Grund.

Und man kommt meinen drei Fragen mit Toleranz allein nicht bei. Leider ...

Und deshalb folgt hier nun ein nächster Titel:

Die Sache mit dem Eierlegen

Um die seltsame Ueberschrift rasch ein bißchen zu erklären, sofort ein Zitat aus dem Brief von R. S. in Olten:

«Des übrigen empfehle ich Ihnen, darnach zu trachten, hinter den Sinn des anekdotischen Spruches, den man Churchill nachsagt (n. o. s. kann es bestätigen), zu kommen, der besagt, man könne von einem Ei auch sagen, daß es faul sei, ohne selbst Eier zu legen!»

Bitte sehr, ich versuche also hinter den Sinn dieser Anekdote zu gelangen.

Es fällt mir nicht einmal besonders schwer, denn viele Leser haben ihre Antworten in dieser Richtung formuliert.

(Eine Klammer-Bemerkung: es ist einfach schön, wenn man nicht alleine zu denken braucht! Es ist ein-

fach herrlich, wenn einem eine ganze Leserschär dabei hilft!

Ich sage dies ohne Ironie und meine es wirklich!)

Der Satz vom Ei bedeutet, wenn ich mich nicht sehr täusche, daß man ...

Aber bitte sehr, das soll Herr G. v. A. in Biberist erklären:

«Wir schnöden über Bilder. Auch wenn wir nicht imstande sind, eine Maus zu zeichnen. Eigenes Unvermögen ist kein Verbot für Kritik. Darum poltern wir gegen menschliche Unzulänglichkeiten, auch wenn wir uns selbst mit recht garstigen Fehlern hervortun. Offene Kritik ist mir lieber als bleiche Selbstgerechtigkeit, die auf eine Würdigung wartet. Und die mangels Zivilcourage es nicht einmal wagt, hie und da eine Ohrfeige auszuteilen.»

Die Formulierung trifft einiges.

Sie stimmt für manches sogar ganz. Denn – bitte sehr – man kann wirklich (um es zunächst positiv zu probieren) einen Raffael großartig finden, ohne selbst einen Raffael malen zu können.

Man kann einen Film loben, ohne selbst einen Film schreiben, inszenieren oder spielen zu können.

Man kann die Venus von Milo bewundern auch wenn man selbst nicht einmal einen Regenwurm aus Plastilin kneten kann.

Andererseits kann mich ein Buch abstoßen, obwohl ich es nicht hätte schreiben können.

Andererseits ist es durchaus denkbar, daß ich ein abstraktes Bild belächle, obwohl ich nicht einmal ein abstraktes Bild zu malen vermöchte. Mit anderen Worten: man kann Kritik üben, auch wenn man selbst nicht imstande ist, das Objekt der Kritik hervorzubringen.

Fragt sich nur, ob man die Uebertragung auf die Bezirke des Moralischen machen darf.

Fragt sich nur, ob es zulässig sei, Nicht-Können und Nicht-Erfüllen-Können einander gleichzusetzen.

Zum Malen braucht es Talent.

Zum Gutsein auch?

Aber ich lasse diese Frage zunächst einmal beiseite.

Ich bleibe beim Ei.

Und bei den Folgerungen, die sich aus dem Satze «Eigenes Unvermögen ist kein Verbot für Kritik» ergeben.

Manche Leser gehen sogar noch über die Grenzen dieser Maxime hinaus.

Frau oder Fräulein H. v. A. in Bern sagt das ganz deutlich:

«Nur wer selber Fehler und Schwächen hat, nur wer sich selbst ab und zu lächerlich benimmt, kann darüber reden, schreiben und lächeln. Wo sollte auch ein Mensch, der keine Fehler hat, das Verständnis für die Fehler der anderen hernehmen?»

Etwas pathetischer, jedoch ähnlichen Sinnes, formuliert K. S. in Zürich:

«Gerade weil ich mir meiner Fehler, Schwächen und Unzulänglichkeiten bewußt bin, weil ich ihre Gefahren, Wirkungen und Folgen kenne, sehne ich mich nach dem Schönen und Guten,

strebe ich nach Hohem und Edlem, bemühe ich mich um das Wahre und Richtige!»

Und noch einmal eine Ansicht in dieser Richtung. Ein Lehrer, Herr R. S. aus Biel, legt sie dar:

«Ist nicht gerade der Unzulängliche der beste Kritiker, weil er die in sich gespürte Minderwertigkeit mit dem Mut und dem Scharfsinn des sich verzweifelt Rechtfertigenden bei den anderen sucht?»

Dieser letzte Satz, meine Damen und Herren, ist bestechend.

Ich möchte gerne wissen, ob er einer näheren Prüfung standhalte. Probieren wir's!

Also:

Jack London hat sich buchstäblich zu Tode getrunken. Er schrieb den klassischen Trinker-Roman: «König Alkohol».

Da stimmt's!

Weiter:

Hans Fallada war ebenfalls einer jener Schriftsteller, die ein Leben lang nach «der blauen Blume Alkohol» suchten. Er schrieb viele lesenswerte Bücher und einen elenden Trinker-Roman: «Der Trinker».

Da stimmt's nicht ...

Nun, wir könnten weitersuchen. Ich fürchte nur, wir kämen an kein Ende. Und sicherlich auch zu keiner brauchbaren Lösung unseres Problems.

Denn:

Die Auffassung, man müsse im Sumpf gesteckt sein, um den Sumpf beschreiben zu können, ist allzu bequem. Sie besticht, aber sie stimmt nicht.

Man kann die Hölle beschreiben, ohne in der Hölle gewesen zu sein. Mein Kollege Dante hat das ganz nett bewiesen.

Nein, so gerne ich die Sache mit dem Ei akzeptiert hätte, es geht nicht.

Der Haken ist der:

Um das Unzulängliche beschreiben zu können, muß man lediglich um die Existenz des Unzulänglichen wissen. Man braucht keineswegs unzulänglich zu sein, um eine Darstellung des Unzulänglichen geben zu können.

Ich fasse das Kapitel faules Ei so zusammen:

Kritik an einer Sache ist zwar erlaubt, obwohl man die Sache selbst nicht besser zu machen vermöchte. Kritik an der Moral anderer setzt

aber Integrität der eigenen Moral voraus. Moral ist nämlich keine Frage des Talentes, sondern eine des Willens.

Das sind – Sie müssen das zugeben – strenge Forderungen, oder nicht? Wenn Sie mich fragen: allzu gestrenge.

Sie lassen sich nämlich nicht erfüllen.

Obwohl einige Leser – allerdings nur sehr einige – der Meinung waren, sie müßten erfüllt werden.

Weil wir uns darauf geeignet haben, eine Demokratie zu sein und weil nach den Spielregeln dieser Lebensform die Minderheit zwar unrecht hat, aber nichtsdestoweniger ein Recht darauf besitzt, gehört zu werden, hören wir uns zwischendurch auch noch rasch diese Minderheit an.

Großzügig wie ich bin, wenn es mich nichts kostet, stifte ich der Minderheit sogar ein eigenes Kapitel.

Bitte:

Das ist der Lohn der guten Tat ...

Natürlich geht das Zitat anders.

So:

«Das ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären!»

Ein schauerlicher Satz, obwohl von Schiller.

Dreht man ihn um, lautet er so:

«Das ist der Lohn der guten Tat, daß sie fortzeugend Gutes muß gebären!»

Das ist die Formel, auf die sich gewisse Leser-Meinungen zu meinem Problem bringen lassen.

Einige Schreiber waren nämlich der Meinung, daß nur ein guter Mensch ein wirklich guter Schriftsteller sein könne.

Beispielsweise schrieb J. K. aus dem entlegenen Bushbuckridge:

«Meiner Ansicht nach wird nur ein guter Mensch ein guter Schriftsteller sein. Ein durchschnittlicher Mensch wird stets auch nur Durchschnittliches weitergeben, in jeder Form von Kunst, sei es nun Dichten, Malen oder Komponieren.»

Das ist eine Ueberzeugung, die ich mit ein paar großen Fragezeichen versehen möchte. Sie geht mir ein bißchen zu sehr nach der Maxime,

«daß nicht sein kann, was nicht sein darf».

Mit anderen Worten: ich glaube nicht, daß diese Ueberzeugung überzeugend sei.

Der abgrundböse Schriftsteller, der gut schreibt, ist denkbar.

Er könnte sogar nicht nur existieren, sondern es hat ihn auch schon gegeben. Aus Gründen der Solidarität verzichte ich darauf, Namen zu nennen.

Uebrigens noch eine Meinung in der Richtung, daß Gutes in Voraussetzung des Gutschreibens ist.

«Ich bin überzeugt davon, daß ein guter Schriftsteller in seiner innersten Ueberzeugung immer gut sein wird.»

Das meint Herr H. W. in Trimbach.



Rasse und Charakter hat Resano-Traubensaft – jawohl! Rasse und Charakter. Überzeugen Sie sich durch einen Versuch!

Hersteller: Brauerei Uster, Uster



...und bestätige die Bestellung von 12 Wagons...*

* solche Geschäfte nur mit HERMES

Muß ich betonen, daß ich nicht so meine, wie er meint?

Man kann nämlich durchaus von der Richtigkeit des Schlechten oder Falschen überzeugt sein und diese Ueberzeugung wohlformuliert und in stilistisch einwandfreier Weise darlegen. Das Ergebnis braucht deshalb nicht schlecht zu sein. Im Gegenteil, es besteht sogar die Gefahr, daß es besonders gut werde.

Doch hier kommen wir zu einem ganz wichtigen Punkte. Nämlich zu der Erkenntnis, die – obschon älteren Datums nichtsdestoweniger immer noch gar zutreffend – so geht: in der Kunst kommt es nicht so sehr auf das «Was» als auf das «Wie» an.

Es ließe sich soviel einfacher leben und auskommen, wenn das Schlechte immer sofort als das Schlechte erkennbar wäre. Es ließe sich soviel müheloser existieren, wenn nicht eben gerade das Schlechte so oft im glänzenden Gewande des Schönen daherkäme.

Es ist absolut falsch, sich Luzifer als häßliche Mißgeburt vorzustellen. Er hat sich die schillernde Schönheit der Engel bewahrt. Die Tatsache, daß er fiel, hindert nicht daran.

Nein, wir müssen uns davor hüten, das Schlechte als an seiner Häßlichkeit erkenntlich zu taxieren. Das ist ein fataler Aberglaube. Die Hölle ist modern geworden. Sie hat gute Reklame-Berater. Aber der Umstand, daß ihr Make-Up erfreulicher geworden ist, ändert nichts daran, daß sich die Hölle hinter ihm verbirgt.

Also: Gutsein ist keine Vorbedingung für Gut-Tun.

Also: das Gute setzt den Guten nicht voraus.

Also: was nun?

Ich möchte hier das Kapitel abschließen, doch hindert mich ein gewisser Anstand, daran.

Um fair zu sein, muß ich nämlich sagen, daß selbst die wenigen Leser, die behaupteten, man müsse gut sein, um Gutes hervorzubringen, nicht fanatisch zu dieser Meinung standen. Sondern subtiler vorgingen. So schrieb etwa H. W. in Trimbach, den ich schon zitierte, etwas später in seinem langen Briefe:

«Innere Sauberkeit ist nicht immer identisch mit äußerem Lebenswandel.»

Und J. K. in Bushbuckridge, der ebenfalls bereits Erwähnte, sagt:

«Vor jedem Menschen, der nach Wahrheit sucht, sollen wir Ehrfurcht haben, auch wenn seine Person oft hinter der Größe der Sehnsucht zurückbleibt.»

Das ist ein schönes Wort.

Und es leitet meiner Ansicht nach auch sehr schön zum letzten Kapitel dieser gar länglich geratenen Diskussion über.

Ihr Titel:

Leib und Seele

Bevor ich Ihnen erkläre, wie die Ueberschrift gemeint ist, ein paar weitere Zitate, kommentarlos aneinandergereiht.

Thomas G. in Küsnacht:

«Es kann einer das Schlechte tun, ohne ein schlechter Mensch zu sein. Und wenn ein Schriftsteller mit seinen Arbeiten die anderen Menschen dazu bringen will, Gutes zu tun, kann er nicht gar so schlecht sein.»

C. F. S. in Zürich:

«Wer seine Fehler eingesteht und sich über sich selber lustig machen kann, der hat jedes Recht, sich auf Kosten anderer Leute die Feder oder die Maschine heiß zu schreiben.»

H. L., ebenfalls in Zürich:

«Die Zwickmühle, in der man sich bei dieser Fragestellung befindet, kommt nach Kant daher, weil der Mensch Bürger zweier Welten ist, der sinnlichen und der geistigen. Die Gegensätze im Verhalten eines Schriftstellers, zwischen Schreiben und Treiben, sind absolut normal, denn sie beruhen auf der Polarität des Charakters, auf dem Widerspruch zwischen Geist und Trieb. Wahrscheinlich liegt es im Interesse des Schriftstellers, wenn die Widersprüche nicht zu kraß sind.»

Hier höre ich auf zu zitieren.

Denn hier ist – so scheint mir – der Punkt, in dem sich alles konzentriert, was wir uns gefragt haben. Hier ist der Punkt, der zum Ausgangspunkt auf dem Wege zu einer Lösung werden könnte.

Ich sage: könnte!

Denn ich glaube nicht an eine wirkliche Lösung des Problems.

Jedenfalls an keine generelle und summarische.

Sondern – wenn schon – eventuell vielleicht unter Umständen möglicherweise an eine individuelle.

Ich glaube dieses:

Kein Mensch ist nur ein Mensch. Hat er Glück, ist er lediglich zwei Menschen oder dreie. Er kann aber auch hundert Menschen sein oder tausend.

Und wenn er schreibt, ist er notwendigerweise nicht nur einer.

Wenn er schreibt, ist er alle Menschen, die er schreibt.

Er ist ein Gauner, ein Heiliger, ein Henker, ein Idiot, ein Genie, ein Bettler, ein Krösus, ein Liebender, ein Hassender, ein Guter, ein Schlechter.

Oder besser: er hat die Möglichkeit, diese Menschen zu sein.

Und noch genauer: er hat den Drang, diese Menschen zu sein. Um sie beschreiben zu können.

Oder umgekehrt: er ist diese Menschen und will das beim Schreiben loswerden. Will sich der angenommenen, zeitweilig usurpierten Gestalt wieder entledigen.

Zieht eine Maske über, um falsche Identität annehmen zu können.

Streift schreibend die Maske ab.

Und noch etwas:

Der Mensch hat einen Leib und eine Seele. Er hat über sich einen Himmel und unter sich eine Hölle. Und manchmal ist die Hölle auch in ihm. Aber das schließt nicht aus, daß die Ahnung vom Himmel bleibe und die Sehnsucht nach der Sauberkeit himmelweiter Paradiese.

Und ...

Ach, es ist eine komplexe Sache, Mensch zu sein.

Und dieses Leben ist, wie Polgar sagt, eines der schwierigsten ...

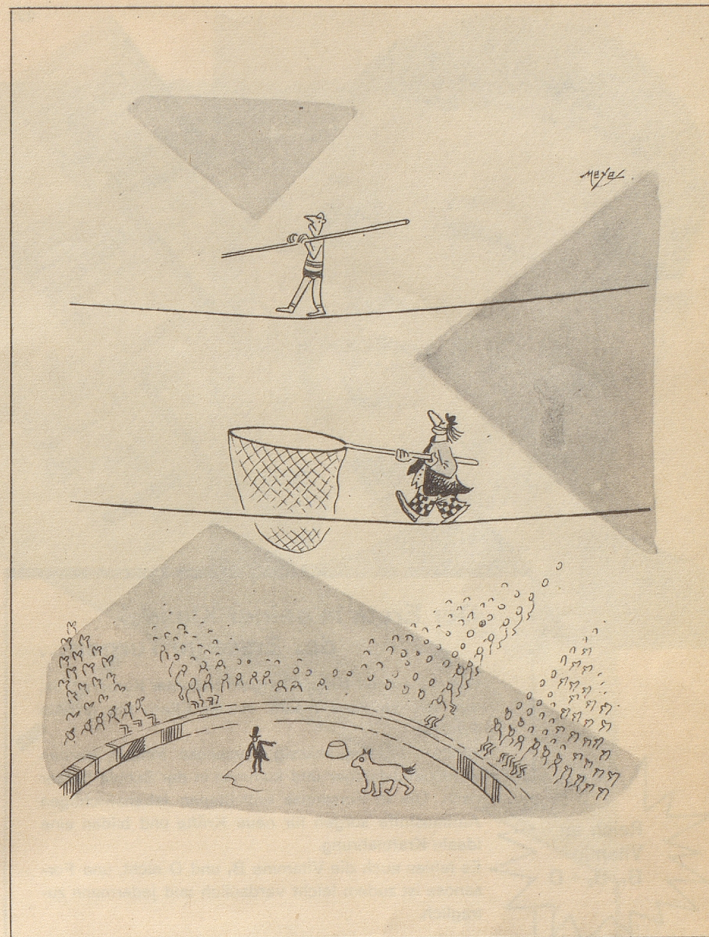
Bevor ich zum Schlusse, der keiner ist und wohl auch keiner sein kann, komme, noch eine Entschuldigung: bitte verzeihen Sie mir, daß ich Sie mitten im Sommer mit einer solchen Diskussion behelligt habe. Der Sommer, so meine ich, war an und für sich schon schwer genug ...

Doch zum Schluß! Wie wär's mit einem Kompromiß? Einer meiner Leser, den ich nicht nennen möchte, weil er es selber wohl auch nicht gerne haben möchte, schrieb:

«Sie, lieber Herr Wollenberger, sollen den Versuch machen, so zu sein, wie Sie sich die Menschen wünschen!»

Lassen wir's dabei?

Ich wäre dankbar, wenn wir's täten. Und ich darf Ihnen sagen:



Ich verlange von niemanden etwas, das ich nicht auch von mir verlange. Meine Artikel sind keine Predigten. Sie sind Selbst-Gespräche. Wenn Sie wollen auch Gewissens-Erforschungen. Ich rede mir selber gut zu. Ich rede mir selbst das Gute zu. Und ich kritisiere keinen Fehler, den ich nicht auch bei mir selbst ausgemerzt haben wollte. Und ich tadle stets nur die Sünden, die ich an mir selber hasse. Daß ich die Sünde damit nicht loswerde, ist mein Pech.

Und – wenn Sie so wollen – auch mein Unglück.

Bitte, erlauben Sie mir, daß ich mir weiter ins Gewissen rede. Vielleicht nützt es einmal doch etwas. Lassen Sie mich suchen.

Und ziehen Sie nie die Redlichkeit der Suche in Zweifel, auch wenn Ihnen der Suchende verdächtig ist.

Kenner fahren
DKW!

Sir - rasiert

4711 Sir Rasierseife

Tiegel Fr. 5.45
Ersatzst. Fr. 3.40

Stange Fr. 3.55
Ersatzst. Fr. 2.60

gut rasiert